

Rolf Schäfer

Die Bibel in der oldenburgischen Gesellschaft

Vortrag zum 25jährigen Bestehen der Oldenburgischen Bibelgesellschaft
am 18. Oktober 2002

Daß die Bibel als Buch zur Kirche gehört, ja daß sie *das* Buch der Kirche ist, versteht sich für uns von selbst. Wenn ich nun das Thema gewählt habe *Die Bibel in der oldenburgischen Gesellschaft*, könnte man vermuten, daß ich beim Spiel mit dem Namen unserer heutigen Jubilarin die Bibel versehentlich der Gesellschaft statt der Kirche zugeordnet hätte. Dies ist aber nicht der Fall. Die Bibel hat von Anfang an weit über die Kirche hinaus missionarisch in die Gesellschaft ausgestrahlt und tut es bis zum heutigen Tage.

Wie dies im Verlaufe der Geschichte der oldenburgischen Kirche zur Anschauung kommt, möchte ich in sieben kurzen Kapiteln vor das innere Auge führen.

1. Kapitel: *St. Willehad kopiert die Paulusbriefe*

Heute würde man dies mit dem Kopiergerät für wenig Geld in einer halben Stunde schaffen. Für den englischen Mönch Willehad war es im 8. Jahrhundert etwas umständlicher. Wie es dazu kam und welche Rolle die Bibel bei der Mission der Sachsen und Friesen an der Wesermündung spielte, muß ich kurz erzählen.

Die angestammte Religion unserer germanischen Vorfahren kannte kein Buch. Deswegen wissen wir auch über ihre Religion nur sehr wenig. Sie verehrten die Götter Thor, Wodan und Ziu (auch Irmin oder Saxnot genannt) in Tempeln oder Hainen. Aber die Mythen, Kultlegenden und Opferriten wurden nicht aufgeschrieben, sondern von Generation zu Generation mündlich und durch praktische Übung weitervererbt.

Im Jahr 772 eroberte Karl d. Gr. die Eresburg und zerstörte das sächsische Zentralheiligtum: die Irminsäule. Nun galt es, das ganze Stammesgebiet für das Christentum zu gewinnen. Für den Gau Wigmodien an der Wesermündung beauftragte Kaiser Karl 780 den englischen Mönch Willehad, Kirchen zu bauen und das Evangelium zu predigen. Willehad war vorher auf den Spuren des Bonifatius in Westfriesland aktiv gewesen. Natürlich wurde er in Wigmodien durch die sächsischen Adligen unterstützt, die den fränkischen Herrscher anerkannten. Eine gewaltsame Bekehrung zum Christentum - eine Schwertmission - gab es in diesen frühen Jahren nicht. Vielmehr war es Willehads Predigt, die - wie seine Vita berichtet - „Viele zum Glauben an Christus bekehrte“.

Die friedliche Ausbreitung des Christentums dauerte indes nur zwei Jahre. 782 fegte der Aufstand unter Widukind das Erreichte weg. Mehrere Mitarbeiter Willehads wurden getötet; er selbst konnte gerade noch fliehen. Drei Jahre mußte er seinem Missionsgebiet fernbleiben. Er nutzte das Exil zu einer Rom-Wallfahrt, hauptsächlich aber zu einem Aufenthalt im Kloster Echternach (Luxemburg). Dort unterzog er sich einer besonderen asketischen Übung, indem er als Einsiedler lebte und dabei die Paulusbriefe abschrieb. Es entstand ein richtiger Codex, der später noch lange in Bremen vorgezeigt wurde.

Willehad muß eine leidenschaftliche Liebe zum Bibeltext gehabt haben. Darauf weisen uns auch andere Nachrichten hin. „Ständig war er mit dem Lesen und Durchdenken der Hl. Schrift beschäftigt“, heißt es in der Vita. Fast täglich betete er den gesamten Psalter - nicht nur im Kloster, sondern auch als er 785 wieder an die Wesermündung zurückkehrte und zwei Jahre später das Bistum Bremen begründete.

Wie hat Willehad die Bibel ausgelegt? Was hat er gepredigt? Er konnte auf der Kanzel seine Muttersprache benutzen, denn das Altsächsische wurde beiderseits des Kanals verstanden. Eine Predigt von ihm besitzen wir nicht. Aber wir wissen aus einer anderen Quelle, die nur wenige Jahrzehnte jünger ist, wie die Mönche und Priester von damals mit der Bibel umgingen. Das altsächsische Epos „Heliand“, das leider bei uns viel zu wenig bekannt ist, erzählt auf gewinnende Weise vom Werk und von der Predigt Jesu nach den vier Evangelien: wie der große Himmelskönig seinen Sohn auf die Erde sendet, um die Menschen von den Dämonen zu befreien. Wer diese Dichtung auf sich wirken läßt, fühlt sich hineinversetzt in die Welt der sächsischen Adligen und Bauern. Die Stillung des Sturms findet auf der Nordsee statt; der Engel verkündet die Weihnachtsbotschaft den Pferdeknechten, welche die Rosse und das Vieh auf dem Felde vor Bethlehemburg hüten; Jesus wird vom Teufel in der Wüste versucht - nämlich in einem unwegsamen Urwald.

Wichtiger als die gesellschaftlichen und naturräumlichen Voraussetzungen, die sich im Heliand spiegeln, ist der Wertewandel, den die neue Religion bringt. Nicht mehr Haß und Rache predigt der Königsohn - sie gelten nur in der Hölle, wo die entmachteten Teufel unverwechselbar die Züge der alten Götter zeigen -, sondern geduldiges Ertragen des Übels. Was neu ist am Christentum, sagt mit einem Wort der Würdetitel, mit dem das Epos den Namen Jesu ins Germanische übersetzt: Jesus bedeutet Soter, Salvator, Heiler, den Heilenden oder Heiland. Er bringt das zeitliche und ewige Heil.

2. Kapitel: *In Rastede durchschaut man die Geschichte.*

Wir schreiben das Jahr 1336 und stehen im Scriptorium des Klosters Rastede. Wie es dort aussieht, wissen wir, seit wir „Den Namen der Rose“ von Umberto Eco gelesen haben. Wir schauen einem Mönch bei seiner Arbeit über die Schulter. Vor ihm liegt ein Pergamentblatt. Die rechte Spalte ist schon sauber beschrieben. Er arbeitet an der linken Spalte, wo sich die Bilder befinden. Er ist dabei, die Umrißzeichnungen mit Farbe zu illuminieren. Adam mit dem Feigenblatt ist schon fertig, ebenso Noah, der aus der Türe seiner Arche herauschaut. Darunter erkennen wir Abraham an seinem spitzen Judenhut, Mose an den Gesetzestafeln und David an Krone und Harfe. Der Pinsel taucht gerade in den Tiegel mit blauer Farbe, um den Mantel der Maria in der Weihnachtsgeschichte zu kolorieren.

Arbeitet der Künstler an einer mit Miniaturen geschmückten Bibel?

Nein, es ist ein weltliches Buch, das weltlicher gar nicht gedacht werden könnte: der Sachsenspiegel. Ungefähr hundert Jahre zuvor hatte Eike von Repgow das sächsische Gewohnheitsrecht niederdeutsch in ein Buch zusammengefaßt. Oft wurde es inzwischen abgeschrieben. Begüterte Auftraggeber bestellten bebilderte Abschriften. Die Rasteder Handschrift liegt heute in der Landesbibliothek Oldenburg hinter Panzerglasscheiben und kann ab und zu besichtigt werden.

Doch was sollen biblische Bilder in einem bürgerlichen Gesetzbuch, in welchem Nachbarschaftshändel und Erbschaftsangelegenheiten geregelt werden? Antwort: Sie repräsentieren an dieser Stelle das Geschichtsbild der Sachsen, oder anders ausgedrückt: Hier erscheint das Selbstverständnis der Sachsen als Volk, wie es sich selbst vor allem bei weltlichen Angelegenheiten versteht. Das Geschichtsbild ist nicht von Thor, Wodan oder Saxnot bestimmt, auch nicht von Widukind oder von den angeblich heidnischen Stedingern, wie die nationalsozialistische Propaganda es den Niedersachsen eintrichtern wollte, sondern von der biblischen Heilsgeschichte.

Seit den Kirchenvätern berechnete man das Alter der Welt - wie der jüdische Kalender bis heute - auf etwa sieben Jahrtausende. Jeweils nach tausend Jahren tritt eine neue Epoche ein. Alles beginnt mit der Schöpfung, die von Adam repräsentiert wird. Das zweite Weltalter folgt mit Noah, der aus der Sintflut gerettet wurde. Mit Abraham beginnt das dritte, mit Mose das vierte, mit David das fünfte Weltalter. Das sechste wird mit Jesu Geburt eingeleitet. Und jetzt - schreibt Eike von Repgow - befinden wir uns im siebten Weltalter, dessen Dauer unbestimmt ist, d.h. welches jederzeit durch den Jüngsten Tag beendet werden kann.

Wenn die frommen oldenburgischen Pastoren sich um 1900 fragten, warum am Sonntag ihre Kirchen so leer sind, regte sich in ihnen die Vermutung, daß die Sachsen wohl nie so recht missioniert worden seien. Freilich bedachten sie nicht, wie umfassend die Bibel schon im hohen Mittelalter in das werktägliche, weltliche Bewußtsein eingedrungen war - also in das Selbstverständnis der Gesellschaft, wie wir heute sagen würden. Sachsen und Friesen sind nicht weniger missioniert worden als die Alemannen und Bajuwaren jenseits des Limes.

Nicht daß die mittelalterlichen Sachsen alle vorbildliche Christen gewesen wären. Doch für alle bildete die Bibel die Grundlage für ihr Welt- und Selbstverständnis.

3. Kapitel: *Der Bettelmönch predigt über das Vaterunser.*

Daß am 31. Oktober 1517 der Bettelmönch aus dem Orden der Augustinereremiten D. Martin Luther seine 95 Thesen an der Schloßkirchentür in Wittenberg anschlug, blieb in Oldenburg vorläufig ganz unbekannt. Zwar gab es um diese Zeit auch hier einen gelehrten Augustinermönch, D. Johannes Schiphower. Er bestieg häufig die Kanzel in der St. Lamberti-Kirche und predigte über Evangelien und Episteln, über die Sakramente - allerdings auch mit aller Inbrunst über den Ablass und das Meßopfer, wie es sich für einen frommen mittelalterlichen Theologen gehörte.

D. Johannes Schiphower ist vor allem berühmt durch seine oldenburgische Grafenchronik, die eine wichtige Quelle für die mittelalterliche Geschichte unserer Gegend ist. Weniger bekannt dürfte sein, daß die kleine Ordensniederlassung der Osnabrücker Augustiner in Oldenburg das Kanzelrecht an der Kollegiat- und Pfarrkirche St. Lamberti innehatte. Wir wissen sogar, was diese Mönche gepredigt haben. In Osnabrück gab es nämlich im späten Mittelalter einen bedeutenden Theologen, bei dem die Ordensangehörigen studierten: Gottschalk Hollen. Schiphower hatte ihn als Novize gerade noch kennengelernt. Da Gottschalk Hollen aber viele Bücher verfaßt hatte, die im Kloster eifrig abgeschrieben wurden, blieb er auch für die folgende Generation präsent. Schiphower besaß von ihm Predigtbücher und benutzte sie

wohl so, wie heute die Pastoren die gedruckten Predigtmeditationen - etwa von Stählin - oder andere homiletische Hilfsmittel zur Hand haben, wenn sie ihre Sonntagspredigt vorbereiten..

Zwei dieser Bücher sind in Oldenburg durch Zufall erhalten geblieben. Offenbar räumten die Augustiner im Jahre 1529, als Graf Anton I. die Reformation durchführte, so überstürzt ihr Haus - Schiphower lebte zu dieser Zeit schon nicht mehr - daß sie einen Teil ihrer Bücher zurückließen. Die beiden Predigtbände blieben lange in der Lambertikirche und kamen schließlich im 19. Jh. an die Landesbibliothek.

Natürlich las Schiphower nicht aus dem Buch vor, denn er predigte niederdeutsch, während das Buch lateinisch geschrieben war. Aber zwischendurch findet sich doch auch der eine oder andere Satz in Übersetzung. So lautet der Text der zweiten Bitte im Vaterunser: „To kome dyn ryke!“ Diese Predigt hatte vier Teile, deren Überschriften uns eine Vorstellung von ihrem Inhalt geben: Das Reich möge kommen, (1) weil es köstlich und wünschenswert ist, (2) weil es reich und fruchtbar ist, (3) weil es friedevoll und unzerstörbar ist und (4) weil es ewig und unverlierbar ist. Den Schluß der Predigt bildete die Überlegung, ob das ewige Reich Gottes nicht doch recht beschwerlich sein wird, wenn alle Bösen und Übelwollenden dort wieder anzutreffen sind. Aber da gibt es einen Trost: „Hier auf dieser Welt ist zwar das Leben der bösen Menschen immer ein Schaden für die guten. Aber dereinst wird es eine vollständige Scheidung der Guten von den Bösen geben, weil die Engel von Gott ausgehen und die Bösen aus den Guten herausammeln.“ Auch dieser Trost ist biblisch und kann im 13. Kapitel des Matthäusevangeliums nachgelesen werden.

Die Predigten der Bettelmönche mochten die Leute gerne hören, weil sie meist mit Anekdoten und kleinen Geschichten geschmückt waren. Doch nicht nur die einfachen Leute gingen zur Predigt in die Kirche, sondern auch die Grafenfamilie, denn D. Schiphower unterrichtete die jungen Grafen in der lateinischen Sprache. Er selbst hatte außer in Osnabrück in Italien studiert und dort einen Hauch der Renaissance und des Humanismus mitgebracht, der uns ja heute noch bezaubert. Graf Christoph, der 1529 die treibende Kraft bei der oldenburgischen Reformation war, hatte als Knabe von Schiphower die Grundlage seiner humanistischen Gelehrsamkeit empfangen und möglicherweise auch die Liebe zur Bibel. Schiphower erlebte die Reformation in Oldenburg nicht mehr; indirekt aber hat er doch durch seinen Schüler Graf Christoph dabei mitgewirkt.

4. Kapitel: *Bibeltreue Reformatoren tun sich schwer mit Marienerscheinungen.*

In Oldenburg habe die Reformation spät stattgefunden, sagt man. Erst 1573, also 56 Jahre nach dem Thesenanschlag. Und manche fügen hinzu, daß bis dahin in der Lambertikirche noch der alte römisch-katholische Gottesdienst neben dem evangelischen her stattgefunden habe.

Ganz so schlimm war es nicht. Zwar gab es eine reformatorische Kirchenordnung erst, seitdem D. Hermann Hamelmann 1573 als Superintendent ins Land gerufen worden war und das Kirchen- und Schulwesen der Grafschaft umfassend regelte. Und das war auch nötig; denn trotz Augsburgischer Konfession herrschte in Liturgie, Seelsorge und Kassenwesen ein Chaos, weil die gräfliche Kanzlei mit der Kirchenleitung völlig

überfordert war und jeder Pastor machte, was ihn gut dünkte. Die Reformation galt aber in Oldenburg dank eines gräflichen Dekrets seit 1529.

Daß die Meinung entstand, an der Lambertikirche hätten alter und neuer Gottesdienst nebeneinander her stattgefunden, hat darin seinen Grund, daß die reformationsunwilligen Stiftsherren nicht vertrieben wurden, sondern bis zu ihrem Tod ihre Pfründe weiter genießen und daß sie im Chor der Lambertikirche ein evangelisch gereinigtes Stundengebet - also ohne Meßopfer für die armen Seelen im Fegefeuer und ohne Anrufung der Gottesmutter Maria oder anderer Heiliger - als nützliche Beschäftigung weiter verrichten durften.

Als Hamelmann 1573 nach Oldenburg kam, lebte wohl keiner der alten Kanoniker oder Stiftsvikare mehr. Insofern hatte sich das Problem des vorreformatorischen Gottesdienstes samt der Marienfrömmigkeit erledigt. Freilich nicht ganz. Hamelmann war an einem Punkt ganz empfindlich: wenn es um die biblische Reinheit des Glaubens ging. Hatte er doch selbst als junger Pfarrer die Reformation bekämpft und kannte sich also im Meßopfer und Heiligenwesen bestens aus. Deshalb störte ihn eine Geschichte, die man sich über die Einführung des Evangeliums an der Lambertikirche in Oldenburg erzählte.

Ein junger Rodenkirchner namens Magister Ummo sei um das Jahr 1528 aus Wittenberg zurückgekommen, wo er bei Melanchthon und Luther studiert hatte. Graf Christoph habe dafür gesorgt, daß er auf der Lambertikanzel predigte, aber die Stiftsherren und die Augustinermönche seien dagegen gewesen und die verwitwete Gräfin Anna, die über ihre Söhne das Szepter schwang, habe Ummo nach dem Leben getrachtet. Schließlich geriet der Magister so unter Druck, daß er an Flucht dachte. Als er eines Tages vor der Stadt durch Wälder und Weiden irrte und sich auf einem Baumstumpf niedersetzte, um Gott im Gebet um Klarheit über seinen weiteren Weg anzurufen, da sei ihm plötzlich eine wunderschöne Frau erschienen, die ihn mit den Worten getröstet habe: „Sei stark im Herrn! Er wird dir mit seinem Geist beistehen und dir Sieg und Gelingen schenken. Fahre fort, das Evangelium zu predigen!“ Nach diesen Worten verschwand sie; er aber blieb wunderbar getröstet zurück, ging wieder in die Stadt und predigte das Evangelium unerschrocken weiter, bis schließlich der Regierungswechsel 1529 die Wendung brachte und Graf Anton das Reformationsdekret erließ.

Soweit diese Erzählung. Hamelmann berichtet sie auch in seiner oldenburgischen Reformationsgeschichte, freilich widerwillig. Denn es darf doch nicht wahr sein, daß ausgerechnet die Gottesmutter Maria sich für die Einführung der Reformation in Oldenburg eingesetzt hat, obwohl sie wissen mußte, daß dann ihr Kult an mindestens drei Altären in der Lambertikirche - um von der Marienwallfahrt nach Wardenburg zu schweigen - eingestellt würde. Hamelmann sah offenbar nur einen einzigen Ausweg: Er mußte den Vorgang interpretieren. Mit dieser Erinnerung an eine wunderschöne Frau (formosa femina) konnte es nur ungefähr seine Richtigkeit haben, denn in Wirklichkeit war es ein von Gott gesandter Engel.

Und nun komme ich endlich auf die Bibel in der oldenburgischen Gesellschaft um 1573 zu sprechen. Hamelmann hielt am Michaelstag nach seiner Ankunft in Oldenburg, also am 29. September 1573, in der Schloßkapelle eine Predigt über die Engel. Ausführlich erklärte er alle biblischen Stellen, in denen Gott den Menschen etwas durch Engel sagen ließ. Im Jahr darauf, an Michaelis 1574, predigte er am gleichen Ort über die Engel in

der Kirchengeschichte; denn Gott hört ja nicht auf, den Menschen durch seine Boten zu warnen oder zu trösten. Von den Kirchenvätern bis zu Melanchthon wird dies an Beispielen aufgezeigt. Diese beiden Predigten waren Hamelmann so wichtig, daß er sie in lateinischer Sprache drucken ließ. Sie beziehen sich nicht offen auf das Erlebnis des Magisters Ummo, liefern aber die biblische Begründung, daß jene schöne Dame im Everstenholz gar nichts anderes gewesen sein konnte als eben ein Engel. Die Oldenburger ließen sich überzeugen. Die Vision steht heute zwar noch in der kaum mehr gelesenen lateinischen Reformationgeschichte Hamelmanns. Im übrigen ist aber vergessen, daß der eigentliche Reformator Oldenburgs und langjährige Erste Pfarrer an der St. Lambertikirche, Magister Umnius Ulricus gen. Ilksen aus Rodenkirchen, durch eine Marienerscheinung bestärkt worden ist, in Stadt und Grafschaft Oldenburg die Bibel zum Zuge zu bringen.

Noch kein Ökumeniker hat diese Geschichte gewürdigt, kein Hochkirchler hat sich ihrer als Grundlage einer reformatorischen Mariologie angenommen, kein Lutheraner hat die Förderung der Reformation durch die himmlische Patronin zur Kenntnis genommen, und auch beim evangelisch/katholischen Kirchentag 2003 in Berlin wird sie voraussichtlich keine Rolle spielen.

5. Kapitel: *Ein oldenburgisches Bibelwerk in der Dänenzeit*

Zu den hartnäckigen Irrtümern über die oldenburgische Kirchengeschichte gehört die Meinung, Pietismus und Erweckungsbewegung seien an Oldenburg vorübergegangen. Sie haben aber bei näherem Zusehen sehr wohl stattgefunden. Weil aber im 19. und frühen 20. Jahrhundert pietistische Gemeinschaftsbildungen kirchlich unerwünscht waren und als sektiererisch galten, durfte es sie auch vorher nicht gegeben haben.

Tatsache ist indessen, daß schon der in Oldenburg bis heute beliebte Graf Anton Günther die Vorform des Pietismus einführte, nämlich die Frömmigkeit, die durch das Andachtsbuch von Johann Arndt „Sechs Bücher vom wahren Christentum“ repräsentiert wurde. Als dann die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst 1667 dänisch wurden, gerieten sie unter den massiven Einfluß des sog. dänischen Staatspietismus. Ein Jahrhundert lang wurde durch unverhüllte Personalpolitik bei der Besetzung der staats- und kirchenleitenden Stellen die Richtung Philipp Jakob Speners und später August Hermann Franckes zum Zuge gebracht, ob es sich nun um den holsteinischen Stadthalter und Kanzler in Oldenburg Christoph Gensch von Breitenau handelte oder um den Generalsuperintendenten und Hauptpfarrer an St. Lamberti, den Eiderstedter Propst D. Nikolaus Alardus (tätig 1686-1699).

Das Kirchenreform-Manifest Philipp Jakob Speners war 1675 erschienen. Es trug den Titel „Pia desideria“ (Fromme Wünsche) und gab der ganzen Reformbewegung den Namen. Eine der Hauptforderungen war: den Menschen die Bibel nahezubringen. Alardus verwirklichte diese Forderung vor allem durch die Schaffung gottesdienstlicher Bücher, die es bisher in der oldenburgischen Kirche in dieser Geschlossenheit und Abgestimmtheit so noch nicht gab.

Das erste und vordringlichste Buch war der Katechismus 1689, der zahlreiche biblische Zitate enthielt und damit eine Art systematische Erschließung der Bibel brachte. Da der Katechismus nicht nur von den Pastoren, sondern vor allem in der Schule durch die Schulmeister unterrichtet wurde, ergab sich so ein allen Alterstufen gemeinsamer

Fundus biblischer Sprüche, die auf diese Weise manchmal geradezu sprichwörtlich wurden.

Ein Jahr später folgte als zweites das „Handbuch für Prediger“: ein Gottesdiensthandbuch für die Pastoren. Es enthielt u.a. die Epistel- und Evangelientexte für alle Sonn- und Feiertage, außerdem die Liturgien für die Sonn- und Festtagsgottesdienste sowie für die Amtshandlungen. Daß dieses Handbuch dem Pietismus angehört, beweist die Tatsache, daß es eine Liturgie für die von Spener geforderte Konfirmation brachte.

Für die Gemeinden besonders wichtig war das dritte Werk des Alardus: das erste oldenburgische Gesangbuch. Außer Liedern und Gebeten fand man darin die gleichen Epistel- und Evangelientexte wie im Predigerhandbuch, so daß jedermann sich auf den Sonntagsgottesdienst vorbereiten konnte. Auch das war neu.

Viertens aber gelang es Alardus, 1696 eine oldenburgische Bibel herauszubringen. In Oldenburg fand sich kein Verleger, der sich diese Riesenanstrengung zutraute, geschweige denn eine leistungsfähige Druckerei. Deshalb wurde der große Folioband in Bremen verlegt und in Goslar gedruckt. In seinem Vorwort legt Alardus die Ziele dar, die er mit diesem Werk verfolgt. Ich stelle daraus zum Abschluß dieses Kapitels einige seiner Gedanken heraus.

Wie der Jurist seine Kommentare oder der Zimmermann sein Winkelmaß immer zur Hand haben muß, so der Christ seine Bibel. Wir Deutschen sind besonders gut dran, weil wir die Bibel in der vortrefflichen Übersetzung Luthers besitzen, dazuhin noch in Klein- oder Großdruck für scharfe oder schwache Augen. Alle Hausväter können sie nun preiswert erwerben. Sie sollen sie aber nicht nur kaufen, sondern fleißig lesen, damit dies Wort - wie Johann Arndt es empfohlen hat - ins Leben verwandelt werde.

Klingt das nicht fast wie ein Flyer der Bibelgesellschaft? Vielleicht hätte Alardus auch noch eine solche Gesellschaft gegründet, wenn es damals schon ein Vereinsrecht gegeben hätte.

6. Kapitel: *Was tut die Aufklärung für die Bibel?*

Spontan antworten wir: Nichts! Denn dieses Wort „Aufklärung“ klingt in unsern Ohren feindselig schrill. Wir assoziieren es mit Namen wie Voltaire, dem großen Religionsspötter, oder mit der französischen Revolution, die den Kult der Vernunft an die Stelle des christlichen Gottesdienstes setzte. Indessen - wir befinden uns nicht in Frankreich, sondern im protestantischen Teil Deutschlands, wo gerade Theologen in der Bewegung der Aufklärung führend vorangingen.

Ganz besonders gilt dies für Oldenburg. Herzog Peter Friedrich Ludwig ist der typische Aufklärungsfürst, der in seiner 44jährigen Regierungszeit (1785-1829) nicht nur treulich für seinen Staat, sondern auch väterlich für seine Kirche sorgte. Gebildete Leute sollten an ihrer Spitze stehen und gute, verständliche Bücher sollten in der Hand der Gemeinde liegen. So kam es zu der Berufung des Hamburger Theologen Mutzenbecher, der ein gutes Jahrzehnt die oldenburgische Kirche als Generalsuperintendent leitete und visitierte, ihr 1791 ein neues Gesangbuch und 1797 einen neuen Katechismus gab. Beide Bücher formten über ein halbes Jahrhundert die oldenburgische Frömmigkeit.

Mutzenbecher war als moderner Theologe keine Ausnahmeerscheinung in Oldenburg - im Gegenteil. Da die beiden Gymnasien des Landes - Oldenburg und Jever - schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts an der Aufklärung von Leibniz und Wolff ausgerichtet waren und die Landessöhne an aufgeklärten Universitäten studierten, war die Pfarrerschaft wie alle Gebildeten fast durchweg dem neuen Geist zugetan, so daß es Mutzenbecher nicht an Mitarbeitern fehlte. Einen dieser Mitarbeiter wollen wir uns genauer ansehen, weil er - heute ziemlich vergessen - die biblische Theologie gepflegt hat und für die Weitergabe der Bibelkenntnis an den oldenburgischen Schulen die Schlüsselfigur darstellt.

Anton Georg Hollmann, 1756 auf Wangerooge geboren, trat nach dem Studium nicht in die jeveländischen, sondern in die oldenburgischen Kirchendienste. Mutzenbecher merkte sehr schnell, wie begabt und fleißig Hollmann war, machte ihn nach kurzen Zwischenstationen zum ersten Pfarrer an der Lambertikirche, zum Konsistorialassessor und zu seinem Mitarbeiter im Schulwesen. Dazu gehörte der Unterricht an dem soeben eingerichteten Schullehrerseminar - der Keimzelle der heutigen Universität - und die Mitverfasserschaft an dem neuen Katechismus. Dieser war nicht mehr wie Luthers Kleiner Katechismus im Frage-Antwort-Schema aufgebaut, sondern bot eine kurze, übersichtliche Darstellung des Glaubens, die für ein Unterrichtsgespräch die Grundlage bilden konnte. Während der alte Katechismus auf das Gedächtnis zielte, war dem neuen am Verstehen des Glaubens gelegen.

Aber waren die damaligen Schulmeister, die ja gerade lesen und schreiben und ein wenig rechnen konnten, zu einem solchen Lehrgespräch fähig? Vom Seminar her und von seinen Visitationen in den Kirchspielen wußte Hollmann, daß es an allen Ecken und Enden fehlte. Er ging aber nicht den Weg zurück zu einem wörtlich festliegenden Glaubensunterricht, sondern nach vorne. Als er nach Mutzenbechers Tod selbst Generalsuperintendent wurde, verfaßte er ein Buch für die Hand des Lehrers, das die Hintergrundinformationen für den christlichen Unterricht lieferte. Er nannte es bescheiden „Hilfsbuch bey der Erläuterung des Unterrichts in der christlichen Lehre“ und umfaßte 318 Seiten. Man konnte es neben den neuen Katechismus legen, weil es genau gleich aufgebaut war.

Wer nun aber von einem Aufklärer erwartet, daß er über Religion und Kirche spottet, kommt nicht auf seine Rechnung. Von heute aus beurteilt ist dieses Hilfsbuch eine - konservativ anmutende - biblische Theologie, welche von den wichtigsten Glaubensthemen her die Bibel aufschließt und dafür sorgt, daß die Bibel auch im Schulunterricht präsent bleibt. Nimmt man noch hinzu, daß in der Lehrerbildung am Seminar der methodische Umgang mit Katechismus und Hilfsbuch eingeübt wurde, dann können wir uns ein Bild von der Dichte des Umgangs mit der Bibel machen. Vor allem fühlten sich die Lehrer religiös ernst genommen. Das freie Lehrgespräch gab ihnen Verantwortung für den Religionsunterricht und beflügelte ihren Bildungswillen. Dies wurde ein fester Bestandteil ihres erstarkenden Standesbewußtseins, welches 1849 zu der Umwandlung der Schule aus einer kirchlichen zu einer staatlichen Einrichtung führte. Leider hat die übel angebrachte Sparsamkeit des Staats sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Pfarrer als Schulaufsichtsbeamten bedient und damit die zu Hollmanns Zeit eingeleitete Entwicklung gestört. Aber das steht auf einem andern Blatt. Hollmann und die Aufklärungstheologen trifft hier keine Schuld.

Anläßlich des Reformationsjubiläums 1817 erhielt Hollman von der Göttinger theologischen Fakultät, an der er einmal studiert hatte, den Ehrendoktor. Sein „Hülfsbuch“ hat dazu sicherlich auch beigetragen. Es ist verdienstlich, daß unser Oldenburger Studentenpfarrer Wolfgang Erich Müller es vor gut einem Jahrzehnt hat nachdrucken lassen. Über die Aufklärung in Oldenburg sollte niemand etwas sagen, der diese biblische Theologie nicht gelesen hat.

7. Kapitel: *Ein Oldenburger Bibeltheologe mit Weltgeltung*

Als ich 1953 mit dem Theologiestudium begann, warnten mich meine Verwandten: „Hüte dich vor dem Bultmann, der aus der Bibel Papierschnitzel macht!“ In meiner württembergischen Heimatkirche gab es damals einen regelrechten Kirchenkampf, der kirchenpolitisch bis heute nachwirkt und für eine Mehrheit der konservativen Richtung in der Synode sorgt. „Kein anderes Evangelium!“ - diese Parole in Württemberg und in nicht wenigen anderen Landeskirchen, z.B. Westfalen, ist gegen Bultmanns historisch-kritische Erforschung der Bibel gerichtet.

In Oldenburg haben die Wellen nie so hoch geschlagen. Vor sechs Wochen wurde eine Bultmann-Büste am Theaterwall feierlich enthüllt - nicht als Affront gegen die Kirche, sondern als Geschenk der Kirche an die Stadt. Die Büste soll erinnern „an Bultmanns Vermächtnis an Theologie, Kirche und Gesellschaft“, hieß es in der Einladung zum Festakt. Also waren es doch nicht nur Papierschnitzel, die in Marburg entstanden, sondern etwas mehr.

Die Oldenburger haben Bultmann immer als einen der Ihren angesehen, und auch Bultmann, dem aller Ordinarienhochmut fremd war, hielt enge Verbindung zu seiner Heimat. Dabei genoß und genießt er nach wie vor Weltruf. An seinen neutestamentlichen und systematischen Arbeiten kommt niemand vorbei, der die heutige theologische und kirchliche Situation verstehen und dabei mitreden will.

Worin liegt nun das Verdienst Bultmanns um die Bibel? Ich will versuchen, es mit wenigen Strichen zu umreißen.

Rudolf Bultmann, geboren 1884 im Wiefelsteder Pfarrhaus, lernte schon im Elternhaus zwei kirchliche Richtungen kennen, die miteinander in Spannung standen. Die Mutter neigte dem Pietismus zu, bei welchem die Lebendigkeit des biblischen Glaubens den Mittelpunkt bildet, ergänzt durch die Neigung, die Bibel buchstäblich zu nehmen. Der Vater war als Missionarssohn ursprünglich auch pietistisch erzogen worden, hatte aber später eine Wendung zum Liberalismus vollzogen, der sich aus der Aufklärung Hollmannscher Prägung herleitete und für historisch-kritische Überlegungen zugänglich war.

Wissenschaftlich-theologisch folgte der Sohn dem Vater. Er wandte die historisch-kritische Methode auf die Bibel an, nicht aus Freude an der Zerstörung, sondern weil er der Überzeugung war, daß die wissenschaftliche Wahrheitserkenntnis dem Evangelium nichts anhaben kann, sondern es erst zum Leuchten bringt. So kam er beispielsweise zur Erkenntnis, daß ein beträchtlicher Teil der Jesus zugeschriebenen Worte und Erzählungen in den Evangelien erst nach Ostern entstanden sind. Besonders anstößig war sein Verhältnis zu den Wundergeschichten des Neuen Testaments. Er verstand sie

als Mythen, die keine historische Realität beanspruchen und deswegen entmythologisiert werden müssen.

Das klingt reichlich destruktiv, wird aber von einer aufbauenden Überlegung begleitet. Alle neutestamentlichen Texte - auch diejenigen, die der historischen Kritik nicht standhalten -, werden daraufhin untersucht, wie sich in ihnen der Glaube des Urchristentums ausspricht. Ob nun echt oder unecht, real historisch oder mythisch: sie können und müssen auf ihr Zeugnis hin untersucht, wissenschaftlich interpretiert und für den Glauben fruchtbar gemacht werden. In Anlehnung an die Philosophie Martin Heideggers, mit dem Bultmann in den zwanziger Jahren in Marburg eng zusammengearbeitet hatte, nannte er dieses Verfahren: existenzielle Interpretation.

Im Rückblick kann man sagen, daß Bultmann durch sein weltweit und interkonfessionell anerkanntes wissenschaftliches Lebenswerk ein Erbe hinterlassen hat, von dem auch diejenigen zehren, die in ihrer Bibelauslegung zu ganz anderen Ergebnissen gelangen, ja selbst diejenigen in der Kirche, die nie eine Zeile von ihm gelesen oder seinen Namen gehört haben. Bultmann hat die Verkrampfung gelöst, die sich im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert über die Beschäftigung mit Bibel und Glauben gelegt hatte. Er steht persönlich ein für die Möglichkeit, gleichzeitig als verantwortlich denkender Mensch zu leben und die Bibel als Grundbuch dieses Lebens zu lieben.

An sieben Bildern aus der oldenburgischen Kirchengeschichte habe ich aufgezeigt, wie und wo die Bibel gewirkt hat - nicht nur in der Kirche selbst, sondern weit darüber hinaus in die gesellschaftlichen Bezüge hinein, denen wir angehören. Es zeigt sich an diesen Beispielen, daß es sich lohnt, für die Verbreitung und Auslegung der Bibel zu sorgen, und daß man sich dabei in guter Gesellschaft befindet.

An ihrem Geburtstag darf also die 25jährige Oldenburgische Bibelgesellschaft, die ein respektables Glied in dieser 1.200jährigen Geschichte von Bibel und Gesellschaft in Oldenburg ist, zuversichtlich in die Zukunft blicken.